

Joseph Carlebach

Ausgewählte Briefe
aus fünf Jahrzehnten

Herausgegeben von
Miriam Gillis-Carlebach
unter Mitarbeit von
Gillian Goldmann



Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York
2007

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

∞ ISO 9706

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Satz: Dr. Peter Dölling, Hamburg

Herstellung: Druckhaus Hubert & Co., 37079 Göttingen

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

© Georg Olms Verlag AG, Hildesheim 2007

www.olms.de

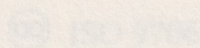
ISBN 978-3-487-13345-4

Wir danken Frau Dr. Yonat Floersheim-Shachar
und Herrn Alexander C.G. Floersheim
für ihre Unterstützung zur Veröffentlichung
auch dieses Bandes.

Das Buch sei dem Andenken an Michael J. Floersheim sel.
und seinen Eltern Carl Alexander und Ilse Floersheim-Möller sel.
gewidmet.

Inhalt

Danksagung	7
Editorial	8
Einleitung von Meir Seidler	10
Die Briefe von Rabbiner Dr. Joseph Carlebach 1896-1941	26
Glossar	379
Personenregister	399
Abkürzungen	435
Kategorien-Schlüssel	436
Bibliographie	437
Quellenmaterial	438
Die Briefempfänger	446



Druckwerk auf säurefestem und alterungsbeständigem Papier

Satz: Dr. Peter Dilling, Hamburg

Herausgeber: Druckhaus Hahn & Co., 1 079 Göttingen

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

© Georg Olms Verlag AG, Hildesheim 2007

* 6 *

ISBN 978-3-487-15345-4

Danksagung

Das hier vorliegende Buch, „Joseph Carlebach, Briefe aus fünf Jahrzehnten“, erscheint, wie die drei vorhergehenden Bände der ausgewählten Schriften Joseph Carlebachs, im Olms-Verlag. Im Jahre 1982 startete dieser mit der Pionierausgabe der ersten zwei Bände, denen im Jahre 2002 ein dritter Band folgte; und heute danken wir dem Verlag für die fortgesetzte Zusammenarbeit. Auch dieser Briefband konnte nur durch kooperative Zusammenarbeit, die sich länderweit über Zeit und Raum erstreckte, zustande kommen. Sie umfasst die ehemaligen, in der Welt zerstreuten Briefempfänger, die der Herausgeberin die z.T. persönlichen Briefe bedingungslos übergaben, sowie die im Quellenverzeichnis genannten Archive und deren LeiterInnen, denen mein aufrichtiger Dank gebührt. Unter all denen soll ganz besonders mein Bruder, Rabbi Schlomo Carlebach, hervorgehoben werden, da er als Erster, nach fünfjährigem KZ Leiden, für die gesamte Hinterlassenschaft des Schriftmaterials von Joseph Carlebach pietätvolle Sorge trug.

Mein tiefer Dank gilt Dr. Peter Dölling für seine tatkräftige Unterstützung bei der Fertigstellung des Bandes, und last but not least Frau Dr. Yonat Schachar-Floersheim, die großzügig den Druck des Buches ermöglichte.

Der gesamte Briefband wurde im Joseph Carlebach Institut an der Bar-Ilan Universität erarbeitet, und jeder der AssistentInnen gab seinen Beitrag dazu: Frau Ruth Katzenstein half bei der Entzifferung der alten gothischen, schwer zu entziffernden Handschrift, Heleni Lifsky überwachte mit sachverständigen „Archiv-Augen“ die bibliographischen Einzelheiten, Dr. Abraham Gottlieb war der Experte für die talmudischen und anderen alt-jüdischen Quellen, Ricki Baruch war für ungestörte Computerarbeit verantwortlich, Warda Forer sorgte für die unentbehrliche Ordnung, und Dr. Meir Seidler übernahm dann die schwierige Aufgabe, die Einleitung zu schreiben.

Alle blickten in Verehrung auf Frau Gillian Goldman, die keine Mühe scheute, unaufhörlich zu klären und zu erklären, zu korrigieren und zu verbessern bis ins kleinste Detail.

Mein aufrichtiger Dank gilt jedem der Genannten persönlich und gleichzeitig allen gemeinsam.

Miriam Gillis-Carlebach

Editorial

Der vorliegende Band enthält den Großteil der deutschsprachigen Briefe Joseph Carlebachs. Die hebräische Korrespondenz konnte in diesem Rahmen nicht berücksichtigt werden.

Die Originalbriefe, größtenteils in gothischer Handschrift oder Schreibmaschinen-Schrift, wurden einheitlich bearbeitet, und folgende Schritte wurden unternommen, um dem Leser die Orientierung zu erleichtern:

- * Jeder Brief ist mit Nummer u. Kategorie-Schlüssel versehen (siehe Kategorien-Schlüssel). In Briefen, bei denen sich die Kategorien überschneiden, wird die ausschlagende Kategorie angegeben. (Kollege, Gemeindeglied oft gleichzeitig Bekannter od. Familie (z.B. Briefe 55, 56). Die in den beiden Anhängen enthaltenen Briefen werden separat numeriert (1 Anh.I usw.).
- * Die meisten Briefe werden originalgetreu wiedergegeben, Auslassung persönlicher Bemerkungen sind durch drei Punkte [...] gekennzeichnet, Namen wurden teilweise gekürzt, um Verletzung evtl. Nachkommen zu vermeiden (z.B. wenn Personen unterstützt wurden). Unleserliche Stellen wurden mit [?] gekennzeichnet, Zitatquellen in runden Klammern dazugefügt.
- * Briefe, die erst nach der Druckvorbereitung hinzugefügt wurden, sind mit Buchstaben neben der Nummer versehen (z.B. 275a), spätere Korrekturen von Daten mit (corr. ...) angegeben.
- * Wenn nur jüd. Datum vorhanden ist, wird das allgemeine Datum in eckigen Klammern dazugefügt, ungewisse Daten sind zusätzlich mit Fragezeichen versehen.
Bei Sammelbriefen mit Abschriften verschiedener Daten wurde jeweils die bereits veröffentlichte Version (in Jüd. Alltag) gewählt.
- * Bei bereits veröffentlichten Briefen wird die Erstveröffentlichung kurz neben der Briefnummer angegeben. (z.B.: Jedes Kind..., Jüd. Alltag... - siehe Bibliographie).
- * Fehlende Namen u. Orte der Briefempfänger (sofern außerorts) wurden nach Möglichkeit in der Überschrift beigelegt; fehlende Unterschriften wurden entsprechend zugefügt (z.B. Joseph, J. Carlebach, Oberrabbiner, Rabbiner, Dr. Carlebach).
Bei Dokumenten wurden Überschriften (z.B. Empfehlung, Bescheinigung) zur Vereinheitlichung zugefügt.
- * Hebräisch ist im Text übersetzt; in besonderen Fällen (wegen Zensur o.Ä.) wurde es im Original gelassen u. im Glossar übersetzt u. erklärt.

- * Stillschweigende Änderungen wurden in folgenden Fällen vorgenommen:
 - zur Vereinheitlichung der Schreibweise (betrifft auch unterschiedliche Schreibweisen eines Namens); jedoch bei offensichtlichen Gründen für spezielle Schreibweisen wurde keine Vereinheitlichung vorgenommen (z.B. in Briefen 259 G u. 271 B.: „Dr. Carlebach, Oberrabbiner in Hamburg“/ „Dr. Joseph Carlebach, Oberrrabbiner“).
 - zur Korrektur von Schreibfehlern;
 - zur Anpassung an die neue Rechtschreibung (nach 100 Jahren!).
- * Folgende Register bieten weitere Informationen:

Liste der Briefempfänger, Kategorien-Schlüssel, Abkürzungen, Glossar (enthält Abk. jüd. Begriffe), Personenregister, Quellenmaterial u. Bibliographie.

Einleitung

Im Rahmen der zahlreichen deutschsprachigen Veröffentlichungen, die das jüdische Leben in Deutschland vor dem Holocaust zum Gegenstand haben, bilden die nachstehenden Briefe des ehemaligen Hamburger Oberrabbiners Dr. Joseph Carlebach (1883-1942) aus fünf Jahrzehnten eine bemerkenswerte Ausnahme. Der Leser wird hier mit einer jüdischen Binnenwelt konfrontiert, die sich auf deutschem Boden entfaltete, in literarischen Zeugnissen aus jener Zeit jedoch fast nicht zur Sprache kommt. Dabei eröffnet sich nicht nur eine neue menschliche Dimension, sondern auch ein Einblick in eben diese sich inmitten deutscher Sprache und Kultur und nicht zuletzt auch mit deren Mitteln artikulierende, ihrer selbst bewusste, heute nicht mehr existierende deutsch-jüdisch-orthodox-religiöse „Alternativkultur“ der Vorkriegszeit. Dies stellt an den Leser einige Anforderungen, die bei der Lektüre anderer Zeitzeugnisse nicht existieren. So gilt es, die Hürde immer wieder eingestreuter hebräischer bzw. innerjüdischer Ausdrücke oder Abkürzungen zu nehmen, die zum Gesamtverständnis oft unentbehrlich und in dem ausführlichen Glossar erklärt sind.

Alfred Döblin, Joseph Roth und Kurt Tucholsky sind allgemein bekannt, Leo Baeck und Franz Rosenzweig sind fast eine Sache von Insidern, ein Joseph Carlebach ist eher etwas für Eingeweihte. Der allgemeine Bekanntheitsgrad prominenter deutscher Juden der Vorkriegszeit steht im direkten Verhältnis zu ihrem Assimilationsgrad, das ist auch durchaus natürlich und sicherlich gut gemeint. In „Juden wie du und ich“, zu denen ein jüdisch-orthodoxer Oberrabbiner wohl nicht zu zählen ist, kann man sich besser hineinversetzen. Die meisten veröffentlichten jüdischen Selbstzeugnisse aus der Zeit vor und während des Holocaust sind denn auch von assimilierten Juden geschrieben worden, die sich oft als Deutsche jüdischen Glaubens verstehen wollten, mitten unter den anderen Deutschen katholischen oder protestantischen Glaubens. Paradoxerweise war gerade dieser „jüdische Glaube“ bei den meisten dieser jüdischen Deutschen fast kein Glaube mehr, sondern vielmehr ein Euphemismus für eine ihnen eher von der Außenwelt als von einer inneren Stimme immer wieder ins Bewusstsein gerufene Anomalität in ihrem Deutschtum: die jüdische Abstammung. Rathenau, um ein extremes aber durchaus für viele repräsentatives Beispiel zu nennen, war eben kein Deutscher jüdischen *Glaubens*, er war Deutscher jüdischer *Abstammung*, und er war ehrlich genug, es auch so auszudrücken.

Völlig anders Joseph Carlebach, Rathenaus jüngerer Zeitgenosse. Als Deutscher hat sich Carlebach eigentlich nie gefühlt. Er war zwar zweifelsohne durch

und durch mit deutscher Sprache und Kultur verbunden, war aber gleichzeitig durch seine tiefe jüdische Gelehrsamkeit und Religiosität dem Ideal eines „vollgehaltigen Juden“ (Brief vom 19. Juni 1928) verpflichtet und somit von seiner deutschen Umwelt abgesondert. Die hier größtenteils zum ersten Mal abgedruckten Briefe dieser herausragenden jüdischen Persönlichkeit – Carlebach war der letzte seiner Statur, der bis zu seiner und seiner Familie Deportation in den todbringenden Osten noch als orthodoxer Rabbiner in Deutschland amtierte – sind fast ausschließlich innerjüdische Zeugnisse. Abgesehen von einigen Antwortbriefen an Pastoren, die sich für diese oder jene jüdische Gepflogenheit interessierten und von Rabbiner Carlebach fachgerecht instruiert wurden – „die Art der Chanukka-Feier ist furchtbar einfach. Sie besteht eigentlich nur in der Entzündung von Lichtern ...“ (Brief vom 18. November 1927) – einer religionsgesetzlich begründeten Anfrage an den Direktor des Altonaer Museums – „ob der Steinbutt, solange er im Wasser liegt, Schuppen hat“ (Brief vom 8. Juli 1926) – sowie einer Handvoll Briefe an Behörden, sind die Adressaten der Briefe fast ausschließlich deutsche Juden.

Glücklicherweise war die Korrespondenz für Joseph Carlebach eine „Herzenssache“, wie er es in einem seiner späteren Briefe ausdrückt (Brief vom 22. November 1936). Davon profitiert der Leser heute ganz besonders, indem ihm ein Einblick in die inneren Gemäcker einer für Außenstehende sonst eher versiegelten Welt gewährt wird.

Lebensweg

Joseph Carlebach wurde am 30. Januar 1883 als achtes von zwölf Kindern des Lübecker Rabbiners Salomon Carlebach geboren. Salomon Carlebach war der erste Rabbiner seines Stammes, doch es muss nicht zuletzt an seiner Persönlichkeit liegen, dass die meisten seiner Söhne dieselbe Laufbahn einschlugen und Rabbiner wurden. Der Name Carlebach war in der Folge für einige führende Rabbinerpersönlichkeiten in vielen Städten Deutschlands (Lübeck, Hamburg-Altona, Leipzig, Köln, Berlin) stellvertretend. Interessanterweise war gerade bei Joseph Carlebach eine Rabbinerlaufbahn keineswegs vorgezeichnet (Brief vom Februar 1920). Sein Interesse galt insbesondere den Naturwissenschaften. Im Gegensatz zu seinem Bruder Ephraim etwa, „rutschte“ Joseph Carlebach wohl eher zufällig ins Rabbinatsamt, in eine nach dem Tod seines Vaters vakant gewordene Stelle.

Nachdem Joseph Carlebach sein Oberlehrerdiplom in Mathematik und Naturwissenschaften erlangte, wurde er 1905 an das Lämél-Seminar in Jerusalem berufen, eine neuartige Institution, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, seine Schüler, zusätzlich zu einem jüdisch-religiösen Fundament, auch mit solidem profanen Wissen für ihren Berufsweg auszustatten. 1907 kehrte der junge

Carlebach nach Deutschland zurück, doch seine Jugendjahre in Jerusalem sollten ihre prägende Wirkung auf sein Leben niemals verlieren. In der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg erlangte Carlebach in Heidelberg einen Dokortitel in Mathematik (s. Anhang I) sowie am orthodoxen Rabbinerseminar in Berlin ein Rabbinatsdiplom. Als Offizier wurde er dann im Ersten Weltkrieg an die Ostfront beordert, wo er alsbald mit einer ganz besonderen Aufgabe betraut wurde: die litauischen Juden sollten für die deutsche Kultur gewonnen werden. Dr. Joseph Carlebach war dafür genau der richtige Mann, und er wurde daher als Beauftragter für das jüdische Erziehungswesen in Litauen eingesetzt. Bis über das Kriegsende hinaus blieb Carlebach in Kowno/Litauen, wo er neue Erziehungsmethoden einführte, gleichzeitig aber auch ein jüdisches Leben und eine jüdische Gelehrsamkeit antraf, die es „bei uns im geleckten Europa“ (Brief vom 30. April 1920) in dieser Form nicht mehr gab. Die Begegnung mit dem lebendigen Ostjudentum sollte sich für ihn nicht weniger als die ihm vorausgehende Begegnung mit dem wiedererstehenden jüdischen Leben im damaligen Palästina als persönlichkeitsformend erweisen. In dieser Zeit heiratete Joseph Carlebach Lotte Preuß, die Tochter eines bedeutenden deutsch-jüdischen Arztes und Gelehrten. Die Carlebachs hatten neun Kinder.

Nach dem Tod seines Vaters trat Carlebach im Jahre 1920 dessen Nachfolge als Lübecker Rabbiner an. 1921 verließ er die Rabbinatsstelle, um an der Talmud-Tora-Realschule in Hamburg seine Berufung als ideenreicher Erzieher zu verwirklichen. Ab Ende 1925 bis zu seinem gewaltsamen Tod bekleidete Carlebach wieder zwei Rabbinatsstellen, zunächst in Altona und Schleswig-Holstein und dann das Oberrabbinat in Hamburg. Carlebach blieb pflichtbewusst auf seiner Stelle, bis er Ende 1941 mit seiner Frau und vier seiner jüngsten Kinder (die fünf größeren konnte er vorher noch ins Ausland bringen) sowie mit einem Großteil der Hamburger jüdischen Gemeinde in den Osten deportiert wurde, wo sie vier Monate später ermordet wurden. Nur ein Sohn überlebte die Deportation. Carlebach hinterließ zahlreiche Schüler, die ihm in ehrender Erinnerung verpflichtet blieben, so der ehemalige israelische Oberrichter, Carlebachs Neffe Chaim Cohen, der Rabbiner B.S. Jacobson u.a.m. An der Bar-Ilan Universität in Israel wurde von seiner Tochter, Miriam Gillis-Carlebach, mit Unterstützung des Hamburger Senats ein nach ihm benanntes „Institut für zeitgemäße jüdische Lehre und Erziehung“ gegründet, und die Stadt Hamburg benannte den ehemaligen Synagogenplatz nach ihm.

Carlebach als Rabbiner

Joseph Carlebach war, zumindest in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens, vornehmlich als Rabbiner tätig. Die traditionelle Aufgabe eines Rabbiners

bestand seit jeher in der Auslegung des jüdischen Religionsgesetzes, der Halacha. Seit der Gründung des Reformjudentums im 19. Jahrhundert, das das jüdische Religionsgesetz weithin für unverbindlich erklärte und das Judentum mehr auf Glaubensprinzipien als auf Einhalten göttlicher Gebote zu stützen suchte, wurden insbesondere Reformrabbiner zunehmend zu Seelsorgern. Wegen der geistigen Unrast, die die Gleichberechtigung der Juden in Westeuropa mit sich brachte, konnten sich auch orthodoxe Rabbiner dieser Funktionsumwandlung ihres Standes nicht ganz widersetzen. Die Gemeindemitglieder stellten an ihre Rabbiner nicht mehr bloße rituelle Detailfragen (ob dieses oder jenes Essen kosher sei, ob man diese oder jene Tätigkeit am Schabbat ausführen dürfe oder nicht u.ä.), vielmehr ging es oftmals um das Ganze. In einer Umwelt, in der die Mehrheit der Juden bereits zu verschiedenen Graden assimiliert war, galt es, ihnen immer wieder die auch in der modernen Welt ungeminderte „Werbekraft der Tora“ (Brief vom 2. Januar 1903) vor Augen zu führen. Somit waren an einen Rabbiner weit größere Ansprüche gestellt als früher. Er musste in wirren Zeiten Führerqualitäten beweisen und mitunter gleichfalls Seelsorger sein. Jüdisch-orthodoxe Gemeinden verlangten darüber hinaus auch, dass ihre Rabbiner zusätzlich zu ihrer jüdischen Gelehrsamkeit über fundiertes weltliches Wissen verfügten. So entstand insbesondere in Deutschland die Gestalt des mit allen kulturellen und wissenschaftlichen *Wassern gewaschenen* Rabbiner-Doktors. Auch Joseph Carlebach war ein Rabbiner-Doktor.

Was die religionsgesetzlichen Fragen anbetrifft, die Carlebach vorgelegt wurden, so finden wir in der Korrespondenz neben den üblichen rabbinischen Standardangelegenheiten – „Die Schlachter sind verpflichtet für das Koscherfleisch ... einen besonderen Raum ... zu reservieren“ (Brief vom 9. Dezember 1925) – auch einige vom Zeitgeist bzw. vom Zeitgeschehen diktierte Responsen. In ihnen begegnen wir Carlebachs unbedingter, wohl bereits damals nicht immer „politisch korrekten“ Traditionstreue. So spricht sich Carlebach aus religionsgesetzlichen Erwägungen gegen ein innergemeindliches Frauenwahlrecht aus (Briefe vom 4. u. 12. Dezember 1927). Als zur Nazizeit das Schächten verboten wurde, begegnen wir einer weitverzweigten halachischen Korrespondenz, in der es um die Frage der Betäubung geht. Das Schächten galt den Nazis wegen der durch das Nervensystem auch nach dem Tod weiter bedingten Leibes-zuckungen, als jüdische Barbarei (so im späteren Propagandafilm „Der ewige Jude“). Dadurch wurden die rituell geführten jüdischen Volksküchen und vor allen Dingen die jüdischen Krankenhäuser im Dritten Reich vor schwierige Probleme gestellt, da sie nicht in der Lage waren, das teure und nicht immer verfügbare, aus dem Ausland eingeführte koschere Fleisch zu kaufen. Diese neue Situation spiegelt sich bei Carlebach in einer regen halachischen Korrespondenz wieder (Briefe vom 11. August, 14. September 1933, 11. Mai 1934),

in der unter anderem die religionsgesetzliche Frage erörtert wird, ob die Schächtung unter Umständen auch nach einer evtl. Betäubung vorgenommen werden könne, womit das Schächtverbot in Deutschland vielleicht rückgängig zu machen wäre. Auch diese Frage wird schließlich aufgrund eindeutiger rabbinischer Gutachten mit einem entschiedenen Nein beantwortet (18. Mai 1934). Als von den Nazis der alte jüdische Friedhof in Hamburg eingeebnet wurde, musste Carlebach zu der Anfrage Stellung nehmen, ob man bei der Überführung der sterblichen Überreste Gabriel Riessers (Vizepräsident des Frankfurter Parlaments des Jahres 1848) auf einen anderen Friedhof auch dessen „Grabmonument, ... eine Allegorie der Justitia, eine halbbekleidete Frauengestalt“ mitüberführen solle, deren steinerne Präsenz auf dem jüdischen Friedhof ja schon „bei Riessers Tod angefochten wurde“ (rabbinisches Gutachten vom 15. August 1938). Nach der Kristallnacht blieb Carlebach „bald in Deutschland der einzige Rabbiner“ und musste daher, „über und über belastet“ (Brief vom 7. März 1939), zu religionsgesetzlichen „Anfragen ... von ganz Deutschland“ Stellung nehmen (Anhang II, Brief vom 5. Mai 1939). Manchmal ging es auch um Schicksalsfragen. In einer von „Oberrabbiner Dr. J. Israel Carlebach“ gezeichneten Bescheinigung wird einem Ehepaar Rehfeld bestätigt, dass sie „nicht Steuerzahler und Mitglieder der Jüdischen Gemeinde waren, auch niemals an gottesdienstlichen Veranstaltungen teilgenommen haben“ (15. Juni 1939). Durch diese Bescheinigung wurde ihre Tochter, Alice Mehrmann, vor der Deportation gerettet (gemäß ihrer Zeugnisaussage, 1998).

Carlebach und Erez Jisrael (das Land Israel)

Als junger Mann amtierte Joseph Carlebach über zwei Jahre als Lehrer und Pädagoge in Jerusalem. Die Korrespondenz, die er damals insbesondere mit seiner Familie führte, bietet uns viele einzigartige Einblicke in das Leben im damaligen Palästina. (Ganz nebenbei lesen wir, dass in jener Zeit die Bezeichnung „Palästinenser“ keineswegs für palästinensische Araber, sondern für die in der damaligen türkischen Provinz Palästina ansässigen Juden gebraucht wurde – Briefe vom 24. November, 8. und 19. Dezember 1905). Für Carlebach sind dies „die glücklichsten Jahre meines Lebens ... so glückliche können niemals wiederkommen“ (Brief vom 3. Oktober 1907). Auch dreißig Jahren später schreibt er: „Wer von Jerusalem gekostet hat, dem schmeckt nichts mehr auf der Welt“ (Brief vom 26. August 1938). Carlebach bleibt denn auch lebenslang der jüdischen „Besiedlung des Landes Israel, das unsere Brüder in harter Arbeit bebauen und erschließen“ (Brief vom 21. September 1932), aufs Engste verbunden. In der Folge des von Arabern im Jahre 1929 in Hebron veranstalteten Judenmassakers initiiert und unterzeichnet er zusammen mit anderen orthodoxen deutschen Rabbinern einen Aufruf zum Trauer- und Fasttag (2. September

1929). Bei seiner Israel-Reise im Jahre 1935 schreibt er anlässlich seines Besuchs in der jüdischen Stadt Tel-Aviv, die es ja bei seinem ersten Aufenthalt in Palästina noch gar nicht gab: „... Ich lebe nicht mehr in der Wirklichkeit. Trunken gehe ich durch diese Welt, die entweder ein Stück des Maschiach ist oder – was Gott verhüten möge – ein herrlich schönes Schauspiel, wenn die Fundamente nicht fest genug sind“ (Brief vom 2. März 1935). Von der „Alija, nach der wir uns alle sehnen“, schreibt er am 28. Februar 1936; Erez Jisrael bleibt für ihn zeitlebens das „Land der Sehnsucht“ (Brief vom 11. September 1936).

Die Nazizeit

Carlebachs zahlreiche Korrespondenz aus der Nazizeit verdient besondere Aufmerksamkeit. Dem Leser sei hier eine weithin unbekannte Sachlage berichtet. Das jüdische Leben in der Nazizeit (bis zur Kristallnacht, November 1938) war ausgeprägter als je zuvor. Auch zahlreiche vormals assimilierte, von ihrer deutschen Umwelt nun zunehmend abgesonderte Juden näherten sich notgedrungen wieder dem Judentum und der jüdischen Tradition an. Die jüdische Presse, in der Carlebach reiche literarische Tätigkeit entwickelte, war vielleicht die freieste in Deutschland, denn abgesehen von Angriffen auf das Regime, die selbstverständlich nicht in Frage kamen, war es den Nazis nicht so wichtig, was die Juden untereinander so schrieben. Paradoxerweise war somit die Fuchtel des Zensors, was jüdische Schriften jener Zeit anbetrifft, weit weniger streng als bei der arischen Presse! Dies gilt natürlich nur bis November 1938, wo sämtliche jüdische Presse außer einem einzigen zensierten „Jüdischen Nachrichtenblatt“ (dessen primäre Aufgabe darin bestand, den Juden die Verordnungen der Gestapo bekanntzumachen) verboten wurde und der „nackte Lebenskampf“ einsetzte (Brief vom 14. März 1941). So lässt sich auch Carlebachs Korrespondenz dieser Jahre in drei geschichtliche Abschnitte unterteilen: Die Zeit einer sich unter Druck formierenden, relativen jüdischen „Renaissance“ oder zumindest Selbstbehauptung – bis November 1938 – und zwei Zeiten sich verschärfenden Existenzdrucks: bis zum Kriegsausbruch im September 1939 und bis zur Deportation „in den Osten“ im Dezember 1941. Von den das Carlebachsche Leben (wie auch das Leben der meisten europäischen Juden) bestimmenden politischen Entwicklungen jener Jahre ist in den Briefen aus dieser Zeit, die entweder den Zensor passieren mussten oder deren Überbringer nicht gefährden sollten, nur zwischen den Zeilen zu lesen.

Carlebachs tiefe Religiosität kommt gerade in jenen Jahren zum lebendigen Ausdruck. Den sich immer verschärfenden „Ernst der Zeit“ (Brief vom Januar 1932) empfindet er als von Gott veranlasste Prüfung. Immer wieder kommt er auf diesen einen zentralen Leitgedanken zurück, die von den Nazis herbeige-

führte Absonderung der Juden trage die Botschaft Gottes in sich, sie soll die Juden zur Teschuwa, zur Umkehr bewegen: „Nur eine höhere Fügung kann es gewesen sein, die in einer harten Sprache zu uns spricht, um ... uns auf eine höhere Stufe ... emporzuheben ... In zwei großen Linien glauben wir, dass der deutschen Judenheit Umkehr Not tut. Seit einem Jahrhundert wird die Heiligung des Schabbat aus Rücksicht auf die wirtschaftliche Existenz in ständig wachsendem Maße verletzt. Nun aber sehen wir, dass all die Sorge um unsere ökonomische Sicherheit und die Missachtung des Religionsgesetzes vergeblich gewesen. Als ersten Schritt legen wir daher der deutschen Judenheit das hohe Ideal des Schabbat ans Herz: Lasst den Schabbat wieder unser Leben beherrschen ... Heiliget den Schabbat. Und unsere zweite Schuld erblicken wir in der häufigen Vernachlässigung der unsere Häuser veredelnden und unser Triebleben heiligenden Speisegesetze des Judentums. Jetzt ist die Erfüllung dieser Gebote durch die Verhinderung der Schechita in den deutschen Ländern unterbunden. Den leiderprobten Juden wird jedoch der Verzicht auf Fleischgenuss in seiner Gottestreue nicht wankend machen. Aber gerade diese Erkenntnis soll uns alle zu verdoppelter Gewissenhaftigkeit und zur Beachtung der Speisevorschriften führen“ (Aufruf vom April 1933). Und später: „Nicht einen *Tag* des Gerichtes, eine *Epoche des Gerichts* durchleben wir ... Der hundertjährige Traum der Gleichberechtigung, der zum Streben nach völliger Assimilation führte, ist ausgeträumt ... Es ist die Stimme Gottes, die in diesem Sturme zu uns spricht“ (Aufruf vom September 1933). An dieser religiösen Linie der „Sinnhaftigkeit des Gegenwartsgeschehens“ (Brief vom 9. September 1938) hielt er bis zuletzt fest.

Nachdem jüdischen Männern der Zusatzname „Israel“ aufgezwungen wurde, unterzeichnete Carlebach auch manches Mal seine Briefe trotzig nur mit „Israel“ (z.B. Postkarte vom 21. August 1940).

Die in Carlebachs Briefen dieser Zeit enthaltenen Beschreibungen jüdischen Lebens in Hamburg sind oft überraschend. So liest man staunend, dass es noch in den Jahren 1940/41 ein maßgeblich von Oberrabbiner Carlebach mitbestimmtes öffentliches jüdisch-religiöses Leben in Hamburg gab! Über die Hohen Jüdischen Feiertage Ende 1940 weiß Carlebach zu berichten, dass es „herrliche Gottesdienste“ waren, bei denen die nach der Kristallnacht improvisierte „Hauptsynagoge Beneckestraße bis auf den letzten Platz überfüllt war“ (Brief vom 7. Oktober 1940). Mit ungläubigen Augen lesen wir in einem Brief vom Pessachfest 1941: „Große öffentliche Pessachmahlabende werden auch dieses Jahr veranstaltet werden ... so in den Räumen unserer vorzüglichen Volksküche ... Die Altenhäuser ... werden allen unseren lieben Alten ... die Freude des Festes in schöner Gemeinsamkeit bereiten ... Und in den Stätten der Jugend, im Paulinenstift und im Knabenwaisenhaus ... vereinen sich die Waisenkinder mit

den vielen Kindern aus den Kleinstädten ... zu einem Chor glücklicher Jugend bei den Gesängen des Mahles“ (Brief vom April 1941). Fast eine Idylle, wenn man den Hintergrund nicht wüsste. Zwei Monate später schreibt er vom „letzten Wochenfest, das uns wieder volle Synagogen und ein interessiertes Hörerpublikum schenkte“ (Brief vom 5. Juni 1941). Noch im September 1941, kurz bevor er den Deportationsbefehl erhielt, schreibt er: „Immer noch hat die Jugend G.s.D. ihre Volks- und höhere Schule und Lehrwerkstätten für handwerkliche Ausbildung ... Das Gotteshaus in der Beneckestraße vor allem ist noch immer ein großartiges Zeugnis des jüdischen Lebenswillens“. Dennoch machte sich Carlebach zu dieser Zeit bereits keine Illusionen. So schreibt er in seinem vorletzten uns überlieferten Sammelbrief: „Vom Tempel auf der Insel Philae im Nil, die langsam vom anschwellenden Strom überschwemmt ward, wird erzählt, dass die Bewohner, von Stockwerk zu Stockwerk emporsteigend, immer einen Teil der Leidensgenossen auf Kähnen hinüber ans Ufer sandten, bis die Letzten vom Dache aus nach dem rettenden Fahrzeug Ausschau hielten“ (April 1941). Im letzten Brief vor seiner Deportation schreibt er: „Allen noch Unglücklicheren zu helfen, das ist die Bestimmung derer, die selbst ihr Brot mit Tränen essen“ (Brief vom 3. Dezember 1941). Aus Zeugnissen, die nicht einen Teil von Carlebachs Korrespondenz bilden, wissen wir, dass Carlebach dieser seiner Devise bis zu seinem letzten Atemzug verpflichtet blieb.

Warum wanderte Carlebach nicht aus?

Als sich die Lage der Juden in Deutschland nach der Kristallnacht schlagartig verschärfte, lesen wir in einem nicht anders als Hilferuf zu bezeichnenden Brief, den Carlebach wohl aus Deutschland herausgeschmuggelt hat: „Die Lage hier ist Dir bekannt ... das Ende des deutschen Judentums steht vor der Tür. Auch ich muss sehen, wo ich bleiben kann, denn die Verantwortung für neun Kinder drückt mich ... Nimm ... die Sache ernst, sehr ernst“ (Brief vom 23. November 1938). Dieser Brief stellt das eindeutigste Briefzeugnis für Carlebachs realistische Einschätzung der Lage der Juden in Deutschland und der Gefährdung seiner Familie dar. Diese Einschätzung setzte sich bei ihm wohl erst nach der Kristallnacht durch. Obwohl er bereits vorher eine Tochter auf deren Initiative nach Erez Jisrael schickte, war seine eigene Haltung zur Auswanderung jüdischer Führungspersonlichkeiten vor der Kristallnacht eindeutig ablehnend. So lehnt er für sich in einem Brief an seinen Bruder, den Leipziger Rabbiner Ephraim Carlebach (28. September 1934), eine Auswanderung aus pragmatischen, aber auch moralischen Erwägungen ab: „Ich würde es auch, ganz offen gestanden, für Unrecht halten, wo in Deutschland so ein Mangel an rabbinischen Kräften ist, dem Rabbinerstand Valet zu sagen“.

Auch die spätere, aus dem ersten Brief nach der Kristallnacht zu ersehende oben zitierte fast panikartige Stimmung wich in den Monaten danach bereits einem anderen, besonneneren Tonfall. Die Bemühungen um die Auswanderung wurden nun zwar beständiger, doch Carlebachs Ambivalenz gegenüber diesem Schritt war nie ganz ausgeräumt. „Es herrscht in weiten Kreisen über die Rabbinerflucht ... große Erbitterung“, schreibt er am 29. März 1939. Darüber hinaus waren da auch ganz praktische Schwierigkeiten. Carlebach gelang es, direkt nach der Kristallnacht einen Sohn und eine Tochter nach England herausbringen, und in der Folge hatte auch er selbst zu verschiedenen Gelegenheiten die Möglichkeit, mit seinen minderjährigen Kindern Deutschland zu verlassen. Doch dann hätte er zwei weitere bereits volljährige Töchter zurücklassen müssen, was für ihn nicht in Frage kam (Brief vom 1. Januar 1939). Selbst als er es schließlich geschafft hatte, auch diese beiden Töchter aus Deutschland herauszubringen, waren für ihn moralische Bedenken entscheidend, die immer wieder durchbrachen. Sein unmittelbar nach der Kristallnacht ausgesprochenes „auch ich muss sehen, wo ich bleiben kann“ macht an entscheidenden Schnittpunkten immer wieder verantwortlichen Bedenken dieser Art Platz. Während er noch Anfang 1939 seinen Kindern in England schreibt, „wir wollen in der Tat sehen, recht bald nach England zu kommen ... Jetzt hat sich plötzlich für uns eine Möglichkeit ergeben“ (Anhang II, Februar, März 1939), lehnt er kaum zwei Monate später die Auswanderung wieder ab und schreibt, dass angesichts der „allgemeinen Rabbinerflucht ... die Verantwortung auf mich fällt; es ist fast wie ein moralischer Zwang, vorläufig hier auszuharren“, zumal „immer noch Riesengemeinden vorhanden (sind), Hamburg ca. 8000, Berlin 130 Tausend usw. ... darunter auch viele, unerwartet viele Fromme, die religionsgesetzliche Fragen machen und einen Rabbiner brauchen ... Die jüdische Welt sagt: Haben die Rabbiner nicht die Pflicht, wenn sie in guten Tagen von uns erhalten wurden, auch in bösen auszuharren? Wo ist ihre Predigt von Gottvertrauen ... Ging ich jetzt fort, der moralische Eindruck wäre schlimm für die Zurückgebliebenen“. Und schließlich: „Ohne Bindung habe ich bei mir im Augenblick es für unabweisbar erkannt, meine Ausreise abzulehnen. Ich hoffe zu Gott und zu Euch und allen Freunden, wenn mir die Stunde schlägt, werde ich nicht verlassen sein“. Auf die frühere allgemeine Ausreisepanik – „alles rennet, rettet, flüchtet“ – blickt Carlebach recht distanziert als auf die „November-Mentalität“ zurück (Brief vom 23. April 1939). Carlebach hatte zu jener Zeit bereits fünf seiner Kinder ins Ausland gebracht: drei Töchter und einen Sohn nach England, eine Tochter nach Erez Jisrael. Zu diesem Zeitpunkt hat sich Carlebach bereits bewusst und endgültig gegen die Auswanderung entschieden. Einen Monat später lehnt er eine sich ihm real eröffnende Möglichkeit eines Rabbinatspostens in Bolivien ab und empfiehlt einen anderen. Die Erwägungen sind auch hier wie-

der hauptsächlich moralischer Art. Die Erwartungen nach der Kristallnacht, „wo man glaubte, durch eine großzügige Aktion von auswärts würde das Judenproblem in Deutschland durch eine vollkommene Auswanderung gelöst werden“, erfüllten sich nicht: „Die Führer sind fort, die Masse der Zurückgebliebenen aber wird nur langsam kleiner und bedarf immer mehr des seelischen Zuspruchs. Ich würde es für diesen Augenblick noch nicht verantworten können, Deutschland zu verlassen“ (Brief vom 19. Mai 1939). Dies war vielleicht die letzte reale Ausreisemöglichkeit, die sich Carlebach bot.

Carlebachs Profil als Intellektueller

Carlebach war neben seiner Tätigkeit als Erzieher und Rabbiner auch Schriftsteller und Publizist sowie Schriftführer der „Vereinigung traditionell-gesetzestreuer Rabbiner Deutschlands“. Die in der Korrespondenz mitabgedruckten gemeinsamen Aufrufe deutscher Rabbiner stammen aus seiner Feder. Carlebach war zweifelsohne ein Intellektueller. Nach der Kristallnacht machte ihm daher ganz besonders der „geistige Verlust“ zu schaffen, „der durch die völlige Unterbrechung der schriftstellerischen Tätigkeit mir ... erwachsen ist“ (Brief vom 14. März 1941). Auch im Hinblick auf Carlebachs wissenschaftliche Interessen ist es dem Druck des Zeitgeschehens zuzuschreiben, dass er diese nicht wunschgemäß verwirklichen konnte. Anfang 1939 musste er zu seinem Bedauern auf sein Vorhaben verzichten, das astronomische Hauptwerk von Gersonides, einem führenden jüdischen Weisen des Mittelalters, herauszugeben (Brief vom 13. Februar 1939). Zwei Jahre später treffen wir ihn bei seinem vielleicht letzten geistig-literarischen Unterfangen: „Um mich ein wenig zu trösten, habe ich begonnen, einen Kommentar zu den Psalmen zu schreiben. Mir scheint der letzte Sinn des Psalters darin zu liegen, dass der Mensch ohne äußere Kraft sich innerlich befreit und den Weg sucht, wie er mit den Gegebenheiten einer fremden Welt sich abfindet, ohne stumpf zu werden“ (Brief vom 5. Juni 1941). Sein Kommentar zu den Psalmen ist uns nicht erhalten geblieben. Die letzten Briefe Carlebachs vor seiner und seiner Familie Deportation sind an seine mittlerweile in der ganzen Welt verstreuten Gemeindemitglieder gerichtete Sammelbriefe, die ihm vielleicht einerseits eine Art Ersatz für seine abgebrochene literarische Tätigkeit bieten, andererseits auch seine tiefe Verbundenheit mit seiner Gemeinde und seinen Freunden bezeugen.

Die von Carlebach in der jüdischen Presse vor dem 11. November 1938 veröffentlichten Artikel und Aufsätze gehen in die Hunderte. Er hat Dutzende von Buchrezensionen veröffentlicht, in denen er zu nennenswerten geistigen und literarischen Erscheinungen seiner Zeit Stellung bezog. Sein Buch über „Jesaja, Jirmija, Jecheskel – die drei großen Propheten“ (1932, Neuauflage, Verlag Morascha, Basel 1994) wurde von dem Jerusalemer Philosophen Samuel Hugo

Bergmann (1883-1975), als „eines der besten, das auf diesem Gebiet erschienen ist“, beurteilt. Religionsphilosophische Abhandlungen in der jüdischen Presse – so zum Beispiel über Carlebachs Freiheitsauffassung (in: *Der Israelit* 14, 1928; *Die Laubhütte* 6 und 9, 1934) oder seine Anschauung über das Wunder, bei der er einen von Maimonides und Gersonides vorgezeichneten Weg noch einen Schritt weitergeht (*Gesammelte Schriften* II, S. 1005-1014) u.a.m. – sowie zahlreiche in den Briefen verstreute Gedanken deuten auf einen selbständigen Denker hin, dem es nicht vergönnt war, seine vielversprechenden gedanklichen Fäden in einem breiteren Rahmen zu Ende zu spinnen.

Carlebach und die deutsche Kultur

Die deutsche Muttersprache und Kultur hinterließen auch an einem jüdisch-orthodoxen Rabbiner wie Carlebach ihre Spuren, zumal die Carlebachs seit vielen Generationen in Deutschland lebten. Gerade bei seinem ersten Aufenthalt im türkisch verwalteten Palästina, mitten im orientalischen „Dreck und Gestank und Geschrei“ (Brief vom 24. November 1905) bekennt sich der an einem Jerusalemer Lehrerseminar unter anderem deutsche Literatur unterrichtende Carlebach als ein „begeisterter Germanophile“ (Brief vom 15. Juni 1906). Einen Brief an seinen Vater vom 26. Januar 1906 eröffnet er mit „Morgen, Kaisers Geburtstag, ...“. So ist es auch gar nicht verwunderlich und für das orthodoxe deutsche Judentum jener Jahre durchaus bezeichnend, dass Rabbiner Carlebach 1928 einem seiner Schüler zur Bar-Mizwa-Feier „ein Werk über Goethe“ schenkt (Brief vom 19. Juni 1928). In späteren Jahren, als sich die Situation in Deutschland bereits zum Bösen neigte, reimte Carlebach für einen Freund und Altersgenossen zum fünfzigsten Geburtstag einen sehnsüchtigen Rückblick auf die Jugendzeit, in der Judentum und Deutschtum in jüdischer Brust harmonisch miteinander lebten, als „ein jüdisches Milieu Dich warm umfing, Kulturbeseligung alles heiter stimmte, dem sich'ren Tag der deutschen Zukunft zu ...“ (23. Februar 1931).

In einer gewissen Hinsicht blieb die deutsche Sprache und Kultur bis zuletzt für Carlebach maßgebend: In Deutschland hatte sich das Judentum zum ersten Mal der fortschrittlichen neuzeitlichen Herausforderung gestellt. Das deutsche Judentum im Allgemeinen und das deutsche orthodoxe Judentum im Besonderen sahen sich als Speerspitze des Weltjudentums. Jüdische Gelehrte neuen Schlages – wie die Rabbiner Samson Raphael Hirsch (1808-1888), Esriel Hildesheimer (1820-1899), Carlebachs Lehrer David Hoffmann (1843-1921) und nicht zuletzt auch Joseph Carlebach selbst (auch wenn er sich einmal bescheiden „Rabbiner zweiten Ranges“ nennt, Brief vom 7. Mai 1935) – die sich nicht scheuten, sich der ganzen Wucht der neuzeitlichen Herausforderung (mit ihrer Freiheits- und Fortschrittsauffassung) zu stellen, gab es eben vor-

nehmlich in Deutschland. Hier rieb sich das Judentum erstmalig an diesem neuen Rivalen, der Herausforderung der Neuzeit, und dem aus dieser Reibung erwachsenden jüdisch-orthodoxen Zwischenergebnis war Carlebach mit allen Fasern seines Wesens verbunden. In einem ersten Rückblick auf das deutsche Judentum direkt nach der Machtübernahme schreibt er: „Die deutsche Judentheit, dies dürfen wir ohne Überheblichkeit sagen, war innerhalb unserer Glaubensgemeinschaft geistig führend“ (Aufruf vom April 1933).

Innerjüdische Polemik

Carlebach identifizierte sich, wie gesagt, mit dem orthodoxen Judentum, das sich durch unbedingte Treue zum jüdischen Religionsgesetz auszeichnet. Als Rabbiner und Intellektueller begab er sich in sichtlicher Freude und Siegesgewissheit in die öffentliche und publizistische Arena, wo es die Spannung zwischen dieser Treue zur Tradition und der fortschreitenden Moderne auszuloten gab. Eine Lösung im Sinne des sich vom jüdischen Religionsgesetz abwenden- den liberalen Reformjudentums, das „wie ein toller Rausch die Geister verwirrte“ (Brief vom 23. Oktober 1928), begreift er als eine „Verzweigung des Judentums“ (in: „Das gesetzestreue Judentum“, 1936) und als eine nicht zu akzeptierende Verneinung der „absoluten Forderung, die kein Wenn und Aber kennt, die den Menschen ... über alle Zufälligkeiten hinaus zur Persönlichkeit steigert“ (Artikel in: „Deutsche Israelitische Zeitung – die Laubhütte“ 6, 1934). Das dem Assimilationsdruck bereitwillig nachgebende liberale Judentum blieb für ihn daher zeitlebens fahl und „unjüdisch“ (Brief vom 4. Januar 1937). Der im deutschen Judentum nach Moses Mendelssohn ausgebrochene Konflikt zwischen reformheischenden und an der Tradition haftenden Juden blieb für ihn immer bestehen. Liberale Rabbiner will Carlebach so weit wie möglich „paralisieren“ (Brief vom 8. Mai 1935) und bekennt: „Ich persönlich habe in meiner bisherigen Laufbahn immer jede Anerkennung eines liberalen Rabbiners in seiner offiziellen Eigenschaft zu vermeiden gesucht“ (Brief vom 16. Januar 1935). Carlebach ist kein Mann der Halbheit, es graut ihm vor einem „in die Assimilation verbissenen“ Judentum, wo die Gemeinde nur noch „bepredigt wird ... schauerlich ... eine ... Gemeinde, (die) ... in den Plattheiten ihrer Wordtrescher einen Augenblick Erbauung“ findet (Brief vom 4. Januar 1937). Das liberale Judentum sah Carlebach als eine bequeme, jeder wahren Religiosität abschwörende Erbauung „in der Sofaecke und im Lehnstuhl“ (ebd.) an. Auf der anderen Seite kennt Carlebach keine Berührungsängste und kritisiert die wenigen „Trennungsfanatiker“ der jüdischen Austrittsorthodoxie, die jegliche Berührung mit der Einheitsgemeinde strikt ablehnten. Aber auch „jene Fanatiker der Einseitigkeiten werden durch die Idee der Einheit bezwungen werden“ (Brief vom 16. Januar 1935).

Diese zweifache Distanzierung – zu dem liberalen Judentum einerseits und der sog. Trennungsorthodoxie andererseits – hinderte Carlebach nicht an seiner stetigen, unter dem Druck des Zeitgeschehens sogar wachsenden Suche nach Gemeinsamkeiten. Er erkannte „in allem Ideologischen die Gefahr, durch zu große Systematik und begriffliche Dialektik Differenzen zu verschärfen und zu vertiefen, die in der Wirklichkeit gar nicht in solcher Schärfe miteinander kontrastieren“ (Die Laubhütte 2, 1935). So spricht er gegenüber einem seiner jüdisch-liberalen Widersacher „den Wunsch aus ..., dass Sie auch gegen diejenigen gerecht sind, mit denen Sie 95% Ihrer Weltanschauung verbindet und vielleicht 5% trennt“. Dies schrieb Carlebach mit Blick auf „die Majorität derer, die den Bruderstreit begraben wollen ... zumal in der heutigen Zeit, wo jeder die deutsche Orthodoxie heruntersetzt“ (Brief vom 1. August 1934). Der Hinweis auf die überwältigende Gemeinsamkeit in der Weltanschauung mag ein ans jüdische Solidaritätsgefühl appellierendes taktisches Zugeständnis gewesen sein, die pragmatisch-vermittelnde Haltung war jedoch bei Carlebach unstreitbar eine Grundsatzhaltung.

Man kann somit zu Recht sagen, dass Carlebach trotz aller prinzipiellen ideologisch-religiösen Entschiedenheit in seiner rabbinischen Tätigkeit in erster Linie zu vermitteln suchte. Er war sich der Komplexheit der jüdischen Existenz in der Moderne zu bewusst, um ideologische Entschiedenheit in die Praxis einer eindimensionalen Einseitigkeit umzusetzen.

Carlebach, der Mensch

Während die Anglizismen im Deutschen wie auch in anderen Sprachen kaum zu zählen sind, lassen sich deutsche Worte, die ins Englische eingedrungen sind (wie „Kindergarten“ oder „Weltanschauung“), fast an den Fingern einer Hand abzählen. Nur bei englischsprachigen Juden ist es anders. Zahlreiche deutsche Worte haben auf dem Umweg über das Jiddische einen Einzug in ein jüdisches Insider-Englisch gefunden. So zum Beispiel „Mensch“. „He is a real Mensch“ gilt als Auszeichnung. Das „Menschsein“ steht im Judentum seit jeher an erster Stelle. Auch für Carlebach bleibt die gleichsam Juden und Nichtjuden verpflichtende Ethik zeitlebens „das erste und letzte Kriterium des religiösen Menschen“ (in: „Was schulden wir Juden dem Andenken Lessings“, 1929). Insbesondere seine Beileidsbriefe (auch an Nichtjuden, Brief vom 7. Januar 1939) sprechen eine Sprache, die nur Ausdruck innerer Anteilnahme sein kann. Carlebachs Beileids-, Dankes-, Anstands- und Hilfebrieфе überzeugen durch ihre schlichte und tiefe Menschlichkeit. Er spricht immer und zu jedem wie von gleich zu gleich. Niemals, auch und gerade nicht auf der Höhe seiner Rabbinerlaufbahn, lässt er sich zu einer „Von-oben-herab“-Vogelperspektive verführen.

Carlebachs menschliche Seite kommt auch in seinem Humor zum Ausdruck. Mit Carl Ebach zeichnet er einen seiner frühen Briefe (Anfang 1906), mit „Joseph aus Ägypten“ unterschreibt er im selben Jahr einen Brief von einer Besuchsreise in Alexandrien (Brief vom 4. April). „Schmulche kann kein Pulver riechen“, schreibt er zwanzig Jahre später an einen befreundeten Rabbiner als Paraphrase auf seinen Unwillen, sich um eine attraktive, gleichzeitig aber heftig umkämpfte Rabbinatsstelle in Berlin zu bewerben (Brief vom 11. November 1926). Einem seiner Gemeindemitglieder, der sich in der Synagoge nicht mehr sehen ließ, soll er bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße freudig zugerufen haben: „Sie erinnern mich an den lieben Gott“, und auf dessen erstaunt fragenden Blick hin führte er aus: „Den sieht man ja auch nicht“ (schriftliche Aussage von Harry Goldstein, 1984). In einem seiner letzten Sammelbriefe freut er sich seiner Fähigkeit, auch im fortgeschrittenen Alter noch dazuzulernen. Er habe „die Kurzpredigt entdeckt“, schreibt er, „das wurde auch allgemein anerkannt: ‘Endlich hat er heraus, dass ein Rabbiner über alles sprechen darf, nur nicht über 20 Minuten’“ (Sammelbrief vom April 1941).

Was nun Carlebachs Familienleben anbetrifft, so begegnen wir ihm in der Korrespondenz in erster Linie als Vater. Seine Briefe an die zunehmend außerhalb Deutschlands (in England und dem damaligen Palästina) verstreuten Kinder sprechen eine beredte Sprache. Er sorgt sich, wird jetzt aus der Entfernung von Zweifeln geplagt, ob die Kinder wegen seiner mannigfaltigen rabbinischen Verpflichtungen nicht vielleicht zu kurz gekommen seien: „Ich mache mir so viele Vorwürfe“, schreibt er am 23. Februar 1939 an seinen ältesten Sohn in England, „dass ich Dir so wenig zur Verfügung gestanden habe ... und auch so oft böse war, infolge der Abspannung ... Dein Abschied war auch zu plötzlich; so mitten heraus aus dem Leben, ohne Vorbereitung“ (Anhang II). Besonders bemerkenswert kommt in diesen Briefen die vom jüdischen Religionsgesetz jedem Vater auferlegte Verpflichtung zum Ausdruck, die Kinder zur absoluten Treue zur jüdischen Überlieferung zu erziehen: „Besonders hat, lieber Buli, die Mitteilung mich glücklich gemacht, dass Du täglich einen Gemara-Schiur lernst. Lasse nie das Ideal aus den Augen, ein Lamdan zu werden. Auch ich habe ja ursprünglich die Wissenschaft als Beruf gehabt, aber immer als stille Liebe im Herzen die Tora gepflegt und bin ohne Nebengedanken am Rabbiner-Seminar gewesen, Tora zu studieren ... rüste Dich mit demselben Handwerkszeug!“ (Anhang II, Brief vom April 1939). Und einen Monat später: „Das sage ich Euch auch, geliebte Kinder. Setzt Euch in Tora ein festes Ziel in fester Zeit und werdet so gewiss reif und vollendet wie die Pflanze in der Pflege des Gärtners“ (Anhang II, Brief vom 23. Mai 1939). Die Sorgen, die sich die Carlebachs um ihre entfernten Kinder machten, können wir nur erahnen: „Nur von unserer Tochter in Erez in Kfar Noar (P.O.B. 1061 in Haifa)

haben wir nichts mehr gehört. Wir sind seit Mitte August ohne jede direkte oder indirekte Nachricht von ihr. Besonders meine Frau ist dadurch oft innerlich sehr erregt“ (Brief vom 21. November 1939).

Nachklang zur Korrespondenz

Die Veröffentlichung von Briefen, die mehrheitlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, ist nie ganz unproblematisch. Doch die Tatsache, dass so zahlreiche Briefempfänger Carlebachs über Jahrzehnte aufbewahrte Schreiben schließlich der Herausgeberin, Carlebachs Tochter Miriam Gillis-Carlebach, zukommen ließen, scheint dafür zu bürgen, dass die Grenzen der einem jeden Menschen auch nach seinem Tode zustehenden Privatsphäre nicht überschritten wurden.

In einer Korrespondenz aus fünf Jahrzehnten spiegelt sich auch oft die Persönlichkeitsentwicklung des Schreibenden wieder. Dies gilt in hohem Maße auch für Carlebachs Korrespondenz. Unverkennbar weicht die sich in Carlebachs Sturm- und Drangjahren in Inhalt und Stil spiegelnde Begeisterungsfähigkeit eines jungen Menschen nach und nach einer ebenfalls inhaltlich und stilistisch fassbaren Klarheit der Sicht und Besonnenheit der Urteilskraft, die für Carlebachs Persönlichkeit in seinen reifen Jahren kennzeichnend waren. Dennoch trägt Carlebachs sich über fünf Jahrzehnte erstreckende Korrespondenz insgesamt den Stempel der Einheitlichkeit. Dieser wird ihr, trotz Wandels in Inhalt und Stil, durch das in seinem Charakter verankerte Streben nach Wahrhaftigkeit aufgedrückt.

Das Besondere in seinen Briefen ist seine menschliche Ansprechbarkeit. Er drückt in seinen Briefen die miterlebende Freude, den mittrauernden Schmerz, die abwägende Beurteilung und die warmen Freundschafts- und Familiengefühle nicht nur „wortgewaltig“ aus (nach Arie Goral, 1988), sondern auch sich persönlich anpassend: ob an Gelehrte oder einfache Leute, Andersdenkende oder Gleichgesinnte, alte Freunde oder neue Bekannte und nicht zuletzt an seine heranwachsenden Kinder. Gerade die Korrespondenz mit den letzteren lässt uns die unsagbare Schwere seines Entschlusses, mit der Gemeinde zu bleiben, in ihrem ganzen Ausmaß erahnen.

Meir Seidler

Mein lieber Herr Pfarrer!
Ihre Freundschaft etc.

Aber wenn Könige
 groß müßten in ihrem Reiche, wenn
 sich nur ein König der Welt da befände,
 den man zu sagen, daß ich mit
 ihm bin, für die Welt ist gut.
 Lian die mir diesen Brief und
 seinen Brief, der wird mich
 nicht vertragen. Ich muß König
 werden, König in der Natur und
 ich im Menschenreichtum. Alle Menschen
 sollen mich wissen lassen zu
 ihrem Glück. Ich werde mich
 und mich noch stärken und stärken
 lassen. Kein Tag ist ohne mich.
 Ich bin in jedem Brief. Ich bin
 ohne mich in der Welt. Ich bin
 und ich bin und ich bin
 ohne mich. Ich bin in der Welt.
 Ich bin in der Welt. Ich bin in der Welt.

See letter 9th visor Jaffan.

Im Namen beglückt sei
aller frommen Jhr